

(Nachdruck verboten.)

31]

Die flucht.

Von A. Bagynowski.

9.

Endlich langten die Amerikaner an. Es waren lauter hochgewachsene, starkknochige, muskulöse Männer, die von den unansehnlichen Dschurdschnjern mit Bewunderung und furchtjamer Ehrerbietung angestaunt wurden.

„Lauter Helden,“ sprachen sie kopfschüttelnd. „Sie essen so viel, daß Tschojon, der größte Vielfraß in Dschurdschnj, das reine Kind dagegen ist. Und sie wollen nur immer das beste von allem haben — das beste Fleisch und das beste Brot. Kurz, die wahren Helden. Kosloff und der Kommandant weinen heiße Thränen über ihre Gefräßigkeit.“

Um beide Wettbewerber — Kosloff und den Kommandanten — einigermaßen zufrieden zu stellen, hatte der Zsprawnik jedem von ihnen einen Teil der Gäste ausgeliefert. Aber infolgedessen hatte er jetzt statt eines Kopfzerbrechens zwei.

Jeden lieben Tag kamen diese Herren zu ihm gelaufen, raupen sich die Haare, verfluchten den Tag, an dem sie das Licht der Welt erblickt, und zeterten, sie verlören ungeheure Summen an den Amerikanern, sie müßten an den Bettelstab kommen . . .

„Ihr habt die Preise selbst festgesetzt . . . dreifache Preise . . . Jetzt kann ich Euch nicht mehr helfen. Der Kontrakt ist gemacht. Verluste habt Ihr nicht, verdreht mir nicht den Kopf!“ wehrte sich der Zsprawnik.

„Aber, Herr Zsprawnik, was will das sagen: dreifache Preise! Bedenken Sie doch, was das für Menschen sind! Wenn zwei von ihnen ins Zimmer kommen, hat keine Stecknadel mehr drin Platz. Das sind ganz absonderliche Leute! Dreifache Preise . . . die können auch zehnmal mehr bezahlen! Sie müssen zahlen, was wir verlangen, denn wo wollen sie bleiben? Erlauben Sie mir . . .“

Aber der Zsprawnik blieb fest.

„Der Gouverneur hat mir aufgetragen, ihnen beizustehen. Ihr seid grenzenlos habgierig. Uebrigens will ich Euch aus den Magazinen doppelte Portionen Mehl für jeden Gast geben lassen, aber daß mir keine Klagen zu Ohren kommen!“ fügte er drohend hinzu.

Er machte ihnen diese Konzession, denn er ahnte, daß in seiner Umgebung irgend eine Niederträchtigkeit gegen ihn geplant wurde, aber ganz von den Angelegenheiten der Ausländer in Anspruch genommen, war er nicht im stande, zu erforschen, was im Spiele war, und das Komplott im Keime zu ersticken.

Die Dschurdschnjaner waren sehr bald dahinter gekommen, daß sie jetzt über die Stränge schlagen konnten, und die Preise im Städtchen stiegen ums dreifache. In den Läden bürgerten sich zweierlei Preise ein: für die ständigen Einwohner waren sie etwas höher als gewöhnlich, für die Amerikaner — geradezu fabelhaft hoch. Den Fremden, die sich danach sehnten, ihre einfachsten Lebensbedürfnisse nach so langen Entbehrungen wieder auf europäische Art befriedigen zu können, wurde das Fell nur so über die Ohren gezogen. Für den geringsten Gegenstand, die wichtigste Dienstleistung wurden wahnsinnige Preise gefordert. Selbst bei den geringsten Leuten fand sich blitzendes amerikarisches Gold vor.

„Sie sind reich, aber dumm! Vom Wert des Geldes haben sie keine Ahnung!“ hieß es in der Stadt. Und jeder brachte ihnen etwas, suchte ihnen etwas anzuschwindeln und war beleidigt, wenn sie nicht kaufen wollten.

„Was ist denn das? Von Sidor habt Ihr gekauft, von mir wollt Ihr nichts haben? Ihr seid Betrüger.“

Die Matrosen verstanden weder russisch noch jakutisch und konnten nicht antworten, aber der Ton des Besuchers sagte mir zu deutlich, daß er zur Thür hinausgeworfen werden mußte, und das thaten sie denn auch, ohne viel Federlesens zu machen. Auf diese Weise flogen ein paar Kosaken zur Thür hinaus, ein paar Bürger und endlich auch Denisoff und Pantoleon, die gekommen waren, um die Fremden eines der

Bettler wegen zur Rede zu stellen, den sie ungerechterweise bestraft haben sollten.

„Wir haben nichts gethan, wir sind ganz höflich hereingekommen, und die! . . . Hast du nicht gesehen, hatten sie uns beim Kragen. Uns muß Gerechtigkeit werden!“ beklagten sich die gemißhandelten Würdenträger der Reihe nach beim Zsprawnik.

„Was hattet Ihr denn da zu suchen, Ihr verdammten Esel!“ ärgerte sich dieser.

„Wir haben nichts gethan, wir sind ganz höflich, aber sie schlagen einen jeden. Sie haben den Bobr verwickelt, und den Goliath, und den Watschut . . . Und jetzt machen sie sich an die höchsten Kreise . . .“

„Macht, daß Ihr fortkommt, höchste Kreise!“ jagte sie der Zsprawnik hinaus.

Aber die Klagen hörten nicht auf, und er fragte Samuel um Rat.

„Wann soll denn ihr . . . Minister kommen?“

„Mister Morley . . .“ forrigierte Samuel.

„Na ja, wann kommt er also wieder? Was meinen seine Leute? Warum hat er sie verlassen? Ich weiß mir keinen Rat mehr mit ihnen!“

„Wann er wiederkommt, das wissen sie nicht. Aber sie wiederholen immer dasselbe: auf dem Wege nach Dschurdschnj sind sie zwei Matrosen begegnet, die einem andern Teil der Schiffbrüchigen angehörten. Der Kapitän hat daher den Steuermann und noch einen der gesünderen Matrosen mitgenommen und ist wieder nordwärts gegangen, um die Kameraden aufzusuchen.“

„Um, das ist verlorene Mühe! Es ist schon — warten Sie mal — eins, zwei — über zwei Monate her, seit das Schiff gestrandet ist. Dort wüten jetzt solche Stürme, daß die Expedition ganz nutzlos ist. Die sind verloren. Der Mister wird sie Gott weiß wie lange suchen, und unterdessen werden seine Leute das Städtchen zum Verhungern bringen. Und nun fangen sie an, die Einwohner zu schlagen und . . . ja, jagen Sie mir, was soll ich thun?“

Er wiederholte, was er von einigen dieser Schlägereien gehört hatte.

„Vor allem — dürfen Sie die Klagen nicht ernst nehmen. Entweder ist kein wahres Wort daran, oder es hat sich alles ganz anders zugetragen. Sie werden geradezu überfallen, belästigt, bis aufs Blut ausgefogen.“

Samuel erzählte ihm, was er von der beispiellosen Ausbeutung wußte, der die Gäste zum Opfer fielen.

„Was kann ich dagegen thun? Ich kann ihnen nicht verbieten, ihr Eigentum nach Gutdünken einzuschüßen,“ jagte der Zsprawnik und strich mit dem Finger über sein borstiges, seit langem nicht mehr rasirtes Kinn. „Aber wenn ich mich nicht hineinmische, ist die Gesellschaft im stande, den Fremden eines schönen Tages eins mit dem Messer zu verjehen. Sie kennen das Viehzeug noch nicht. Wenn sie eine starke Faust über sich fühlen, sind sie um den Finger zu wickeln, aber wenn man ihnen die Bügel schießen läßt, werden sie fürchtbar.“

„Lassen Sie sie also die starke Faust fühlen,“ drängte es sich Samuel auf die Lippen, aber er schämte sich, seinen Gedanken auszusprechen.

„Was wollen wir also anfangen, Herr Anwalt des Volkes?“

„Zu viel Ehre! Die Spießer von Dschurdschnj gehören zur Aristokratie. Fragen Sie die Leute mal, was die Jakuten ihrer Ansicht nach sind,“ wehrte sich Samuel.

„Es wird wohl nichts andres übrig bleiben,“ meinte der Zsprawnik nach einigem Bögern, „als daß die Amerikaner für die gekauften Sachen nicht selbst zahlen, sondern nur Quittungen ausstellen und die Polizei das Geld übermittelt.“

Der Plan war ungeschickt, aber beide konnten keinen besseren ausfindig machen.

Und so brachten es die Verhältnisse mit sich, daß Mister Morley von allem, den Zsprawnik und die Einwohner von Dschurdschnj mit inbegriffen, jehnsüchtig erwartet wurde. Er aber ließ lange nichts von sich hören. Von Samuel hatten die Verbannten alle Einzelheiten der traurigen Schiffbruchsgeschichte erfahren. Das Schiff war vom Eise zerquetscht worden und die Gestrandeten hatten sich in die Boote gerettet. Mit unbeschreiblicher, übermenschlicher Anstrengung hatten sie

die geborstene Eisfelder passiert, indem sie von Scholle zu Scholle sprangen und die Boote hinter sich herzog, oder sie samt dem Gepäck und den Schiffsbüchern auf ihren Schultern weiterschleppten. Als sie auf eisfreies Wasser kamen, glaubten sie sich schon gerettet, denn sie waren nur noch 200 Seemeilen vom Lande entfernt. Aber als die Küste bereits in Sicht war, zerstreute ein furchtbarer Sturm die winzige Flotte. Das kleinste Boot schlug nach einem kurzen Kampfe mit den Wogen um; die beiden andern blieben heil und trieben, einander stets im Auge behaltend, gen Süden zu. Dicht am Strande trennte ein neuer Sturm sie wieder. Ein Teil der Besatzung erreichte unter Mister Morleys Führung ein Vorgebirge, wo sie zufälligerweise Fischer antrafen, die ihren Abzug ins Innere des Landes um einige Tage verzögert hatten. Das war ihre Rettung. Der andre Teil war wahrscheinlich nach Osten getrieben worden, und Mister Morley konnte nicht die geringste Nachricht von ihnen erlangen. — weder bei den Fischern am Meeresufer, noch in den Niederlassungen an den Flußmündungen, noch bei Charlamoff, dem „Wachmeister am Meer“. Erst auf dem Wege nach Dschurdtschnj fand er zwei Seeleute, die krank und bewußtlos auf Karren (Schlitten) lagen und von Tungusen weiter befördert wurden. Ihren wirren Reden konnte er nur so viel entnehmen, daß sie von der halberstarrten und Hungers sterbenden Mannschaft ausgesandt worden seien, um Menschen zu suchen. Von dem Steuermann und zwei der intelligentesten Matrosen begleitet war Mister Morley wieder nach Norden gegangen, um die sterbenden Kameraden zu retten. Diese tragischen Geschehnisse trugen noch dazu bei, die Erwartung der Verbannten aufs höchste zu steigern. Eines Abends endlich kam Samuel bleich und verändert zu Alexandroff gestürzt und rief:

„Er ist wieder da!“

„Ain, hat er sie gefunden?“

„Nein. Ich habe ihn nicht gefragt, denn die leiseste Erwähnung dieses Gegenstandes scheint ihn furchtbar aufzuregen. Aber . . . er ist allein zurückgekehrt! Die Matrosen und die Eingeborenen behaupten einmütig, Schnee und Stürme haben alles zugeweht, es sei nicht die leiseste Hoffnung vorhanden, auch nur eine Spur von ihnen aufzufinden, ehe der Frühling kommt, es müsse denn gerade ein Wunder geschehen. Nirgends ein Fingerzeig, nirgends eine Andeutung! In Dschurdtschnj will der Mister einige Tage bleiben. Dann bringt er seine Mannschaft in die Gouvernementsstadt und wird sich wohl wieder auf die Suche machen. Er hofft in der Stadt Geld vorzufinden und Antwort auf seine erste Depesche. Morgen werden ihn die Vorbereitungen zur Reise den ganzen Tag in Anspruch nehmen. Uebermorgen abend will er uns besuchen.“

10.

Mister Morley war nicht sentimental. Er verbarg seine Empfindungen tief im Herzen und machte sich energisch daran, die Angelegenheiten seiner Untergebenen zu ordnen.

„Der reine Klob,“ klagte Kosloff, „elf Kameraden hat er verloren, und doch leißt er um jeden Groschen.“

Mister Morley ließ sich die Klagen der Matrosen vorlegen, verglich die Preise, erkundigte sich bei Samuel nach denselben und beschloß, den Rat des letzteren zu befolgen und den Isprawnik zu bitten, er möchte der stetig anwachsenden Ausbeutung Einhalt thun.

„Sagen Sie dem Herrn Hauptmann,“ bat er Samuel, „erklären Sie ihm, daß ich nicht so viel zahlen kann, daß ich außer Stande bin, so ungeheure Summen auszugeben. Amerika ist wohl reich, aber das Ende dieser Preissteigerung ist nicht abzusehen. Ich bin bereit, höhere Preise zu zahlen, als die hiesigen Einwohner, denn ich begreife, daß unsre Ankunft eine Verteuerung der Waren herborrufen mußte, aber wenn das so weiter geht, dann werden uns weitere Nachforschungen und ein längeres Verweilen in diesen Gegenden unmöglich gemacht; und ich muß meine Kameraden suchen auf jeden Fall!“

Der Isprawnik war sehr verlegen.

„Sie glauben nicht, wie mißlich meine Lage ist. Was kann ich thun? Ich könnte befehlen, aber ich zweifle sehr, ob das wirken würde.“

„Befehlen Sie!“ drang Samuel in ihn. „Ihre Macht ist doch jedenfalls sehr groß.“

„Meine Macht ist groß, so lange sie den Interessen meiner Umgebung entgegenkommt. Den Jakuten kann ich alles befehlen und alles mit ihnen anfangen, was ich will, aber die Bürger von Dschurdtschnj — das ist 'ne andre Sache. Dem Anscheine nach sind sie ja gefügig, aber . . . Uebrigens sagen Sie dem Mister, ich würde thun, was in meinen Kräften steht. Am besten wäre es aber, wenn er so bald wie möglich fort-

ginge und seine Leute mitnähme und sich die nötigen Vorräte und Kleider aus der Gouvernementsstadt mitbrächte, wenn er wiederkommt.“

Schon am folgenden Tage hatte Mister Morley Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß der Rat des Isprawnik gut war: die Händler ließen sich nicht mehr bei dem Amerikaner sehen, in den Läden fehlte plötzlich alles, was sie brauchten, das Essen bei Kosloff und dem Kommandanten war ungenießbar und die Zimmer der Seeleute wurden nicht mehr gefeiert. Ein Boykott schien im Anzuge zu sein. Der Isprawnik mußte wieder um Beistand angegangen werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kranz für Tante Josephine.

Von E. G. Gluck. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Charles Mitoux, Expeditionsbeamter bei der Nordbahn, hatte bereits am 15. des Monats keinen Sou mehr in der Tasche. Diese bedauerliche, bei Herrn Mitoux aber den regulären Zustand bildende Thatsache hätte unter andern Umständen seine schöne Seelenruhe nicht zu trüben vermocht. Dieses Mal ärgerte sie ihn aber doch über alle Maßen. In drei Tagen war der Geburtstag seiner kleinen Freundin Margot, der er zur würdigen Feier des Tages eine Reihe ebenso ausersensener wie kostspieliger Genüsse versprochen hatte: eine Landpartie nach Suresnes, ein Diner zu drei Frank das Couvert und, als Krönung des Ganzen, eine Vorstellung in der „Comédie française“.

Nach reiflicher Ueberlegung beschloß Mitoux, seinen Freund und Kollegen Lucien Bourch mit zwanzig Frank anzupumpen. Gerade als er sich anschickte, seinen Entschluß in die That umzusetzen, führte einer jener Zufälle, von denen die Herren Schwandichter in ihren Studien einen mehr als erlaubten Gebrauch machen, ihm seinen Gläubiger in spe entgegen.

„Gut, daß ich Dich treffe! Ich wollte gerade zu Dir!“

„Welche Ehre!“

„Ich möchte Dich um zwanzig Frank anpumpen.“

„Wie sagst Du?“ fragte Bourch erschreckt.

„Ich möchte Dich um zwanzig Frank anpumpen.“

Bei diesen vollkommen unbesangenen wiederholten Worten verwandelte sich die Bestürzung Bourchs in Mitleid, in sanftes Erbarmen, ein Erbarmen, wie es der gesunde Mensch dem kranken gegenüber empfindet.

„Armer Freund, begann er, Mitoux beide Hände ergreifend. „Armer Freund! Du mußt sofort in ärztliche Behandlung!“

„Was ist Dir?“

„Unglücklicher! Welcher Orgie ist Dein edler Verstand zum Opfer gefallen, daß Du auf den naiven Gedanken kommen konntest: am 15. noch zwanzig Frank bei mir zu vermuten!“

„Ich glaubte, Dein Onkel August . . .“

„Mein Onkel August ist ein Esel! Weil ich mich der Ehe widersehe, welche er für mich plant, ist er mir böse und verweigert mir jegliche Existenzmittel!“

„Donnerwetter! Das ist aber fatal! Ich besitze keinen roten Heller!“

„Oh! ich bin reich! Ich besitze noch ungefähr vier Frank.“

„Vier Frank können mir nichts nützen, ich brauche mindestens zwanzig. Ich habe meiner Margot eine Menge Ueberraschungen zu ihrem Geburtstag versprochen, und übermorgen ist der Geburtstag.“

„Schon übermorgen?“ entgegnete Bourch und begann nachzudenken. Hörel! Ich habe eine Idee,“ sagte er nach einer Weile.

„Du sagst, Du brauchst zwanzig Frank?“

„Oder mehr. Ich würde sogar mehr vorziehen.“

„Schön! Dann wollen wir Deiner Tante Josephine den Tod geben.“

„Meiner Tante Josephine?“

„Natürlich, Deiner Tante Josephine, die in Versailles wohnt, und deren einziger, glücklicher Erbe Du bist.“

„Aber ich habe ja gar keine?“

„Nein, diese Einfalt! Wenn Deine Tante Josephine existierte, würde ich Dir doch nicht raten, sie zu ermorden! Obgleich ich nun schon zehn Jahre als Bureauanschreiber arbeite, besitze ich doch noch immer einige gute Prinzipien; unter andren habe ich Respekt vor dem menschlichen Leben. Nein, Tante Josephine wird extra für diese Gelegenheit und zum allergrößten Nutzen ihres Neffen Charles Mitoux und seines Freundes Lucien Bourch geboren werden und sterben. Hier hast Du vierzig Sous. Heute Abend nach Bureauaßluß fährst Du nach Versailles.“

„Schön. Und weiter?“

„Von Versailles sendest Du folgende Depesche an Deine Adresse ab: „Tante Josephine plötzlich gestorben. Beerdigung übermorgen.“ Der nächste Esstelt dieser Depesche wird der sein, daß Du für übermorgen Urlaub erhältst.“

„Sehr schön. Aber die vierzig Frank? . . .“

„Vierzig? Du brauchtest doch eben erst zwanzig!“

„Ich würde vierzig vorziehen.“
„Ich auch. Na, verlasse Dich also auf Deinen Freund und Kollegen Bourch! Der wird die Sache schon machen!“

II.

Der Bureauchef nahm die Depesche, welche Miteug ihm schweigend reichte, setzte seine Brille auf und las.

„Ist es eine Erbante?“ fragte er.
Miteug nickte.

„Eine kleine Erbenschaft?“ forschte der Vorgesetzte weiter.

„Ich hoffe, eine große. Vielleicht 150 000 . . .“

„Sie Glückspilz! Also schön! Ich gebe Ihnen zwei Tage Urlaub, und wenn Ihre Angelegenheiten eine Verlängerung des Urlaubs erfordern, benachrichtigen Sie mich per Telegramm!“
Miteug verließ auf der Stelle das Bureau.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als die verhaltene Spannung sich in lauten, heftigen Reden und Ausrufen Luft machte. Bosheit und Neid der lieben Kollegen feierten wahre Orgien!

„Hundertundfünfzigtausend Frank! Solch ein Glückskind!“

„Wir kann so etwas natürlich nicht passieren!“

„Selbstverständlich wird er keine Tag länger im Dienst bleiben.“

„Was denken Sie! Er wird natürlich von seinen Renten leben!“

„Von seinen Renten! Soll ich Ihnen ganz offen meine Meinung sagen? Nun, die Leute, die von ihren Renten leben, sind durch die Bank Spitzbuben!“

„Rentier! Das ist noch der einzige Beruf, der ihm bei seiner Faulheit zuzagen wird!“

„Zu etwas anderm taugt er in der That nicht!“

„Nichtsdestoweniger wird er uns von nun ab sehr über die Achsel ansehen . . .“

„Natürlich!“

„Auf diese Erbenschaft hat er schon lange gewartet. Wie er seiner Tante Josephine schmeichelte, ekelhaft schmeichelte!“

Ein Beamter erinnerte sich, einmal gesehen zu haben, wie Miteug, der immer mit seinem Atheismus prahlte, seine Tante in die Messe begleitete. Und er schilderte die Tante bis ins kleinste Detail: klein, häßlich, budlig . . .

„Ich wetten,“ bemerkte ein anderer, „Miteug wird uns nicht einmal einen Schmaus geben!“

„Das wäre ja noch schöner!“ rief der Bureauchef. „Ich hoffe sogar, er wird uns zu einem solemnen Champagnerdinner einladen!“

„Pah! Er wird sich noch viel um uns kümmern!“

„Ich meine,“ sagte Bourch, der bis dahin geschwiegen hatte, „ich meine, es giebt ein ganz einfaches Mittel, ihn dazu zu zwingen.“

Wie auf Kommando verstummten die Kollegen. Aller Munde hingen gespannt an Bourchs Munde, der also fortfuhr:

„Ein ganz einfaches Mittel: wir mühten zusammenlegen und einen Kranz für Tante Josephine kaufen. Wenn Miteug uns nicht dafür mit einem Festmahls, würdig eines Lufullus, dankt, ist er der Undankbarste der Undankbaren!“

„Und wir dürfen ihm offen ins Gesicht sagen, was wir von ihm denken!“ rief Vater Patrice, ein alter, cholertischer, dabei ziemlich bornierter Sekretär, der seit zwanzig Jahren vergebens auf Zulage hoffte und inzwischen seine Zeit damit verbrachte, auf die Chefs, die Kollegen, das Leben, kurz, auf alles zu schimpfen. „Ich zeichne fünfzig Centimes!“

Man ließ eine Liste cirkulieren. Im Nu waren dreißig Frank gesammelt. Bourch erhielt den Auftrag, einen Kranz zu kaufen und das Bureau beim Leichenbegängnis Tante Josephines zu repräsentieren.

III.

Meine angebotene Discretion verbietet mir, die tollen Streiche der beiden Komplizen und ihrer Freundinnen zu erzählen.

Die dreißig Frank wurden bis auf den letzten Sous verbubelt.

IV.

„Was sehe ich, Herr Miteug?“ rief der Bureauchef. „Sie tragen nicht Trauer um Ihre Tante?“

„Ich denke nicht daran!“ erwiderte Miteug, bemüht, eine klägliche Miene aufzusetzen. „Ich denke gar nicht daran! Sie hat mich enterbt!“

„Es ist schmachvoll!“ bekräftigte Bourch.

Obwohl diese Nachricht alle Träume von Gelagen und Schmausen zerstörte, nahmen die lieben Kollegen sie doch mit unverhohlener Freude auf. Gott sei Dank, daß Miteug der nämlige bleibt, der er bisher war! Schon der bloße Gedanke, daß er diese Atmosphäre der staubigen Altensaszilet, der abgenühten Redersüßhe verlassen könnte, hätte genügt, den Rest ihres Lebens zu vergiften.

„Mir thun meine fünfzig Centimes nicht leid.“ erklärte Vater Patrice.

Der Bureauchef, ebenfalls glücklich über das Mißgeschick seines Untergebenen, erging sich in längeren, philosophischen Betrachtungen. Er citierte die Fabel vom Milchmädchen mit dem Milchtopf. Er erinnerte daran, daß man hinieden nur auf seine Arbeit zählen dürfe. Miteug hätte Unrecht gethan, so viel Hoffnung auf die Erbenschaft seiner Tante zu setzen. Die Lektion, welche er erhalten, sei wohlverdient. Sie sei vielleicht ein wenig hart, aber dennoch . . .

„Übrigens,“ schloß er, „bedauere auch ich nicht mein Geld.“

Wir erst recht nicht! dachten die beiden Komplizen. —

Kleines feuilleton.

H. Die 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hielt am Freitag ihre Schlußsitzung ab, eine allgemeine Versammlung sämtlicher Abteilungen mit Vorträgen von allgemeinem Interesse. Wie die erste Versammlung am Montag, so stand auch diese letzte unter dem Zeichen der Entwicklungsmechanik. Zunächst wurde ein bedeutender Vortrag über Verbrennungs-Kraftmaschinen gehalten. Dann sprach Prof. Haberlandt-Graz über „Sinnesorgane im Pflanzenreiche“. Er zeigte, wie seit der ersten Beobachtung besonders sensibler Teile an Pflanzen, die lange Jahrzehnte hindurch lediglich als eine Kuriosität bemerkt wurden, das eindringende Studium gezeigt hat, daß Tast- oder Fühlorgane, Organe zur Empfindung der Schwerkraft und solche zur Empfindung von Lichtreizen bei vielen Pflanzen vorkommen. Ob bei Pflanzen auch Sinnesorgane zur Empfindung chemischer Reize, unsern Geschmacks- und Geruchsorganen vergleichbar, sich finden, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Aber ein prinzipieller Unterschied zwischen Tier- und Pflanzenreich ist nicht vorhanden, weder in physiologischer noch in anatomischer Hinsicht, vielmehr ist auf keinem Gebiete des anatomischen und histologischen Aufbaues die Ähnlichkeit zwischen Tier und Pflanze so groß, wie auf dem Gebiete der Sinnesorgane, und vielleicht darf man folgern, daß physische Vorgänge hier wie dort die Aufnahme der Reize begleiten. Jedenfalls ist gerade das Gebiet der Sinnesorgane, das Tier- und Pflanzenreich am tiefgreifendsten zu trennen schien, zu einer weitspannenden Brücke zwischen beiden geworden.

Der letzte Vortrag führte vollständig in das Gebiet der Entwicklungsmechanik zurück. Er wurde von Prof. Humbler-Göttingen über „Zellenmechanik und Zellenleben“ gehalten; der Vortragende ging auf eine Reihe einzelner Erscheinungen im Zellenleben ein, die man früher für Neuerungen von Kräften gehalten, welche lediglich lebenden Wesen zukommen, jetzt aber auf einfache physikalische Ursachen zurückgeführt sind. Freilich ist es noch nicht gelungen, sämtliche Lebensbethätigungen der Zellen ganz restlos physikalisch und chemisch zu erklären, doch ist die Annahme einer besonderen, nur bei der lebenden Substanz wirksamen Energie für die Zelle keineswegs nötig; sollte sie nötig werden, so müßte diese Energie natürlich dem Kaufsalzgehalt unterworfen sein. Aber aus der bloßen Zweckmäßigkeit der Lebensäußerungen auf eine solche Energie zu schließen, ist unnötig; denn Unzweckmäßiges konnte sich überhaupt nicht im organischen Leben entwickeln.

Wir haben schon bei der Erwähnung von Roux' Vortrag bemerkt, daß ein Austragen der Streitfragen, um die es sich hier handelt, auf der Naturforscher-Versammlung nicht gut möglich ist. Wir fügen heute hinzu, daß die Vorträge zwar ein wertvolles Bild der in der biologischen Wissenschaft vorhandenen Strömungen geben, aber doch nur ein einseitiges Bild, da die bekämpften Anschauungen nicht durch eigne Vertreter zu Worte kamen.

Einheitlicher sind die Bestrebungen sämtlicher Naturforscher, so weit es sich um eine bessere Würdigung der Naturwissenschaften im gesamten Leben handelt. Am Donnerstag fand eine Tagung statt, in welcher über eine Reform des mathematischen naturwissenschaftlichen Unterrichtes beraten wurde. Herausgekommen ist nicht viel; die weitere Beratung wurde einer Kommission übergeben. Aber allesamtig wurde die Notwendigkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnis zum Verständnis unserer Kultur hervorgehoben.

Prof. Labenbourg-Breslau, dem als zweiten Geschäftsführer der Gesellschaft es oblag, die Versammlung zu schließen, gedachte dieser am Tage vorher stattgehabten Diskussion; an sie anknüpfend sprach er den Wunsch aus, daß die Versammlung mit dazu beitragen möge, eine verständnisvollere Würdigung der Naturwissenschaften herbeizuführen.

Der Wunsch ist berechtigt; denn tatsächlich gilt größte Unkenntnis auf naturwissenschaftlichem Gebiete in gebildeten Kreisen nicht als ein Mangel. In den weniger gebildeten Schichten dagegen, bei Arbeitern, wird die Naturwissenschaft durchaus nach ihrem Werte geschätzt. Möchten nur auch die Vertreter derselben dem Wissensbedürfnis der Massen mehr Rechnung tragen, z. B. durch Veranstaltung öffentlicher Versammlungen im Anschluß an die Tagung wählt worden. —

Als Ort für die Tagung des nächsten Jahres ist Meran gewählt worden.

— Der Kriegskorrespondent am Kochofs. Aus London wird der „Frankfurter Zeitung“ berichtet: Mit grimmigem Humor schildert Dr. Simpson, der Kriegskorrespondent des „Daily Telegraph“, wie es den Berichterstatter in der Mandchurei geht. Unter der Ueberschrift „Die Mandchurei im Schlamm, eine kurze, aber interessante Reise“, schreibt er aus Piaujiang: „Wie schnell doch ein Haus ein Heim wird! In der Mandchurei steigt jeder Kofen, der notdürftig Schutz gewährt, zu dieser Würde. Er wird mit Ehrerbietung, wenn nicht mit Liebe betrachtet, und man lehrt zu ihm zurück, wie zu einem Kuhstall. Unser „Heim“ lag auf der russischen Seite eines großen Hügel. In dem Hause befand sich ein einziger Chinese. Sonst war nichts darin zu finden. Sogar die Matten vom Fußboden waren weggenommen worden. Was von den Rahmen der zerbrochenen Fenster noch übriggeblieben war, diente zusammen mit Matshalmen zur Füllung des Ofens, der auch bald den ganzen Raum behaglich einräucherte. Das Wasser lief uns aus den Augen, und wir mußten fortwährend husten, aber nach

allem, was wir draußen durchgemacht hatten, war es doch eine schöne Abwechslung, besonders, da auch die Fliegen darunter zu leiden hatten. Das war für uns die größte Genugthuung, die wir uns denken konnten. Mit unsern Vorräten waren wir zu Ende. Unser würdiger Wirt hatte kein einziges Huhn im Hause. Daß es Hühnereier giebt, war ihm bis dahin überhaupt kaum bekannt geworden, und das verstaubte Getreide hervorzuholen, dazu konnten ihn selbst unsre Kuebel nicht bewegen. Damit hatte er vielleicht ganz recht, denn er konnte das Getreide vielleicht bald selbst gebrauchen. So setzten wir uns denn auf den nackten Fußboden nieder, um den Anbruch des Morgens zu erwarten, an dem wir nach Liaujiang aufbrechen wollten. Plötzlich kam dem Gefährten, der sich mir angeschlossen hatte, ein glücklicher Gedanke, und in gebrochenem Englisch teilte er mit, es sei doch noch Korn in Aegypten. Er sprang auf, machte Licht und söborte in einer Ede seiner Satteltasche herum, aus der er dann auch allmählich eine Handvoll staubiges Zeug hervorholte, das den Erzeugnissen des japanischen Kunstgewerbes ähnlich sah, die sich in Wasser in Blumen und seltsame Zeichnungen verwandeln. Was sollte das sein? Nun, getrocknete Gemüse, und der Gefährte wollte daraus eine Suppe bereiten. Das Wort „Suppe“ wirkte wie Zauber. Wir schürten das Feuer neu auf und erduldeten dabei gern die Gefahr, zu ersticken. Es wurde Wasser gekocht, der kostbare Fund hineingeworfen, und dann worteten wir neben dem Feuer stehend, mit immer ärger werdendem Hunger auf das, was nun kommen sollte. Eine halbstündige Arbeit des kochenden Wassers schien den widerstandsfähigen Splintern nicht viel angethan zu haben. So tot wie sie gewesen waren, würden sie wohl vorläufig noch bleiben; so ließen wir das Zeug denn weiter kochen, wobei wir uns der Reihe nach beim Kochamt die Finger verbrannten und von den Flammen die Augen blenden ließen. Nach einer weiteren Stunde war unser Essen noch in demselben Zustande wie vorher. Das Gesicht meines Kollegen zeigte einen aus Erstarrung und Enttäuschung gemischten Ausdruck. Ich deutete in milder Form an, er hätte vielleicht zerbrochene Streichholzschachteln anstatt Dörrgemüse erwischt. Er schüttelte jedoch traurig den Kopf und behauptete, wir kämpften thätigst gegen den Widerstand getrockneter Nüssen und Schoten. Da kam ihm ein neuer Gedanke. Er durchwühlte noch einmal seine Satteltaschen und holte daraus mit vielen andern Dingen, unter denen sich auch eine Zahnbürste befand, einen Fehlen bedrucktes Papier hervor, den er eifrig durchlas. „Himmel!“ rief er aus, „dieses Gemüse muß ja vorher 24 Stunden lang in Wasser liegen!“ Wir tauschten noch unsre Meinungen über Konserven im allgemeinen aus, nahmen den Kochtopf vom Feuer und gingen zu Bett, oder legten uns vielmehr auf den aus Ziegelsteinen hergestellten Fußboden nieder. —

k. Der älteste Liebesbrief in der Welt. Im Gegensatz zu der Stellung, die die Frau im Orient heute einnimmt, besaß sie im Altertum in Aegypten und Chaldäa eine große Freiheit. In Chaldäa konnte sie Handel treiben, ihr Eigentum zurückbehalten, Zeugin vor Gericht und Vormund ihrer eignen Kinder sein. Von der Stellung der Frau in Aegypten wissen wir weniger; aber auch diese war zweifellos sehr viel höher als die der Mohammedanerinnen. In einer Hinsicht hat sich indessen wenig geändert, die Heirat war im wesentlichen ein Handelsgeschäft zwischen den Eltern des Bräutigams und der Braut. Das erweist man deutlich aus der Gesetzesammlung Hammurabis, des Königs von Babylon, 2200 v. Chr. Der Gatte bezahlte den Brautpreis, der Vater sorgte für die Mitgift und Aussteuer der Braut. Unter diesen Umständen gab es eine Werbung, wie sie nach abendländischen Begriffen der Ehe vorausgehen soll, nicht. Trotzdem kann man sich denken, daß mancher Liebesbrief auf Baphrus oder Thon heimlich zwischen dem Brautpaar in der Verlobungszeit hin- und hergegangen ist. Wir besitzen nun viele Liebeslieder der alten Aegypter, aber einen echten Liebesbrief hatte man noch nicht gefunden. Erst neuerdings wurde, wie wir in einer englischen Zeitschrift lesen, in Chaldäa ein Liebesbrief auf Thon gefunden, der uns zwar etwas förmlich klingen mag, aber zwischen den Zeilen doch die verstaubte Zärtlichkeit hindurchfühlen läßt. Das Dokument stammt etwa aus dem Jahre 2200 v. Chr. und wurde in Sippara, dem biblischen Sepharani, gefunden. Dort wohnte anscheinend die Dame, während der Geliebte sich in Babylon aufhielt. Der Brief lautet: „Der Dame Kasuba („kleines Mutterchaf“) sagt Simil Marduk (Der Liebling Morodachs) dies. Möge der Sonnengott und Marduk Dir ewiges Leben gewähren. Ich schreibe in dem Wunsch, etwas über Deine Gesundheit zu erfahren. Oh sende mir Nachrichten darüber. Ich wohne in Babylon und habe Dich nicht gesehen, was mich sehr ängstigt. Sende mir Nachricht, wenn Du zu mir kommst, so daß ich glücklich sein kann. Komme im Maraschan. Mögest Du lange leben, um meinethwillen.“ Zweifellos geht aus der Aufforderung, im Maraschan zu kommen, der Wunsch des Schreibers hervor, daß sie die Feste jenes Monats und die Lustbarkeiten, die bei diesem Anlaß veranstaltet wurden, mitmachen sollte. Wenn man in Aegypten auch keine Liebesbriefe gefunden hat, so hat es doch die schönsten Liebeslieder. Aegypten war das Land der Ewigkeit, der Tod war nur ein Zwischenfall im Leben, und die Frau, die eines Mannes „geliebte Schwester“ auf Erden war, war es auch im „Verborgenen Land“. Diese Seite des ägyptischen Charakters zeigt am besten das berühmte Lied des Hafners aus dem Jahre 2500 v. Chr., das wahrscheinlich bei den ägyptischen Festen gesungen wurde: „Gnädig verleihe leidenlose Tage, o heiliger Vater. — Nahe Dich! Sieh, Salben und Wohlgeruch bringen wir

Dir. — Blüten und Lilien, den Hals Deiner Schwester zu schmücken, — die da wohnet im Herzen Dir, — die da sitzt neben Dir. — Nahe Dich endlich! Es tönt Dir entgegen Musik und Gesang. — Die traurigen Tage sie sind versunken und helle Freude lächelt, — Bis einst der Tag kommt, an dem Du eingehst in das Land, das ewiges Schweigen liebt.“ —

Humoristisches.

— Im Duſel. Dorſpolizist: „Im... im... im Na... im... Na... na, i... ſag's lieber morg'n!“
 — Er kennt ſie. „Was iſt das für ein Menſch — der neue Sekretär?“
 „Im, heute und geſtern hat er ſo viel gearbeitet, wie wir drei Kollegen zuſammen!“
 „Alſo auch ſo ein Faulenzer!“ —
 — Abgeſeht. „Merkwürdig, ſo ſelten ſieht man noch auf dem Lande den heiligen Florian!“
 „Natürlich! Iſt ja jezt faſt jedes Haus verſichert!“ —
 — Eingeklagter Mann. „No, Frau Weiſe, wie geh't Ihr'm Na' in der Sommerfriſch?“
 „Er muß halt immer laufe', daß er eſſe' ka', und eſſe', daß er trinke' ka', und trinke', daß er ſchlafe' ka' — und ſo hat er au' nig Gut's, der Ma'!“ —
 („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Die „Nation“ wird mit der nächſten Nummer ihren „Buchſchmud“ wieder ablegen. Es war ein koſtſpielig Ding und hat den Leſern nicht einmal gefallen. —
 — Die erſte Aufführung von Gerhart Hauptmanns umgearbeiteten „Florian Geher“ iſt vom Leſſing-Theater auf den 15. Oktober angeſetzt worden. —
 — Im Wiener Burgtheater erzielte das dreiaktige Schauſpiel „Die Fehme“ von Eugen Brüll einen äußeren Erfolg. Der Kritiker der „Neuen Freien Preſſe“ nennt das Stück ein „Protektionſtück“, das nicht ins Burgtheater gehöre. „Seine Sprache ſchwankt zwiſchen dem Vortrage eines Nachmittagspredigers und dem Ton eines Kolportageromans.“ — Schlenther hatte ſich die Aufführung des Schmarren befehlen laſſen. —
 — Die Münchener dramatiſche Geſellſchaft bringt am 26. September Herbert Eulenberg's Tragödie „Ein halber Held“ zur Erſtaufführung. —
 — Leoncaballos Oper „Der Roland von Berlin“ wird am 9. Oktober erſtmalig im Opernhaufe in Scene gehen. Die Hauptrollen ſingen Vertram und Grünig. —
 — Für die Nationalgalerie wurden folgende Werke der Diffeſdorfer Kunſtausſtellung angekauft: Guſtav Wendling, Diffeſdorf, „Vorſchaft von hoher See“; Gerhard Janßen, Diffeſdorf, „Mann mit Krug“; Karl Winnen, Oſterndorf, „Abend“; Ignazius Taſchner, Breslau, „Parzival“. —
 — Der Verband der Kunſtſreunde am Rhein will in Köln (für die Dauer von zehn Jahren) ein Ausſtellungsgebäude errichten. Für den Entwurf iſt eine Konkurrenz ausgeschrieben, zu der nur Profeſſor Behrens-Diffeſdorf, Architekt Brantky-Köln, Profeſſor Billing-Karlsruhe, Profeſſor Fiſcher-Stuttgart, Profeſſor Olbrich-Darmſtadt und Profeſſor Nagel-Karlsruhe aufgefordert werden. Der Geſamtpreis des Hauptgebäudes mit Honorar ſoll 140 000 M. nicht überſchreiten. Für Nebengebäude, darunter eine kölniſche Aneipe, ſind 60 000 M. und für die Gartenanlage 25 000 M. ausgeworfen. —
 — Bei der Durchbohrung des Simplontunnels iſt man in den letzten Tagen auf bröckeliges Geſtein geſtoßen, das durch ungeheure Mengen heißen Waſſers in eine ſchlammige Maſſe aufgelöſt wird. —
 — Die Elbquelle ausgetrocknet. Am 20. September fand man, nach der „Schleſiſchen Zeitung“, keinen Tropfen Waſſer in der Elbquelle und in der ſie umſchließenden Steineinfaſſung. Dieſe Erſcheinung iſt biſher noch niemals beobachtet worden. —
 — Eine Schneiderſtadt in Polen. Ein merkwürdiges Gewerbezentrum im Gouvernement Pietrkow (in Polen) bildet das etwa 22 Kilometer von Lodz entfernte Städtchen Przejziny (ſpr. Preſjin). Unter den 7689 Einwohnern dieſes Städtchens befinden ſich nicht weniger als 4000 Schneider, meiſt Juden, welche fertige Herrenkleider ſpottbillig liefern. Man bekommt hier einen ziemlich anſtändigen Anzug zu einem Preise, der zwiſchen 3 und 14 Rubeln ſchwankt. Eine Menge Kaufleute ſtrömen alljährlich aus dem Innern Rußlands und aus dem fernen Oſten nach Przejziny zuſammen und jährlich liefern die dortigen Schneider im Durchſchnitt für 3 000 000 Rubel Anzüge. —
 („Globus“.)